

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Drolshagen, Ebba D.

Des Körpers neue Kleider

Die Herstellung weiblicher Schönheit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S.Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Einleitung – Hineinschnuppern	9
In unserer Gesellschaft gilt es als Beweis der Selbstliebe, wenn eine Frau aussehen möchte wie jemand anders.	
1. Kapitel – Malen	31
Es gibt keine häßlichen Frauen, nur faule.	
2. Kapitel – Hungern	59
Ich wäre gern ein bißchen eßgestört.	
3. Kapitel – Schwitzen	93
Eine Fee gewährt einer Frau einen Wunsch. Dünne Oberschenkel, antwortet sie. Die Fee ist empört: »Sieh Dir an, in welchem Zustand die Welt ist – und <i>du</i> willst für Dich dünne Oberschenkel?« Die Frau kleinlaut: »Du hast recht. Bitte dünne Oberschenkel für alle.«	
4. Kapitel – Schnippeln	119
15 Gramm Silikon auf jedes Jochbein, das gibt dem Gesicht Rasse.	
5. Kapitel – Gucken	147
Die Lektüre einer Modezeitschrift hat etwas von der Lektüre eines Science-fiction-Romans. Auf jeder zweiten Seite erscheinen unnatürliche Wesen: Amazonen, etwa ein Meter achtzig groß und achtzehn Zentimeter breit, die merkwürdigerweise einen üppigen Busen ihr eigen nennen, der außerdem von den Gesetzen der Schwer- kraft ausgenommen ist.	

6. Kapitel – Zögern	177
Eine Frau von fünfunddreißig Jahren kann keine Wespentaille haben wie ein Backfisch von sechzehn Jahren, weil das Körpergewicht und die Entwicklung des Organismus andere Maße verlangen.	
7. Kapitel – Fragen	211
Die ganze Welt war sich darin einig, daß eine blau- äugige, gelbhaarige, rosahäutige Puppe dasjenige war, was jedes kleine Mädchen zu schätzen wußte.	
Danksagung	230
Anmerkungen	232

Einleitung **Hineinschnuppern**

In unserer Gesellschaft gilt es als Beweis der Selbstliebe, wenn eine Frau aussehen möchte wie jemand anders.

Die Behauptung, die Frauen seien das schöne Geschlecht, hält selbst oberflächlichster Überprüfung nicht stand. Die Unsinnigkeit dieses Satzes wird sofort deutlich, wenn wir vergleichen, wieviel Zeit, Mühe und Geld Männer und Frauen investieren, bevor sie sich der Öffentlichkeit präsentieren: Ein Mann steht morgens auf und ist ein Mann. Für ihn hat die ›Beauty-Philosophie‹ eines französischen Creme-Herstellers keine Gültigkeit: »Drei Zehntel der Schönheit sind angeboren, sieben Zehntel müssen täglich neu erworben werden«. Aber er soll ja nicht schön sein, sondern allerhöchstens gut aussehen, und dazu braucht es offenbar nicht viel. Ein ungewöhnlich unattraktiver Mann beantwortete die Frage einer Journalistin, was er für seine Schönheit tue, mit einem selbstbewußten: »Rasieren.« Vergessen Sie nicht: Narziß war ein Mann.

Eine Frau hingegen steht morgens auf, geht ins Bad und beginnt, sich als Frau herzurichten: Daß bei vielen auch Rasieren dazugehört – nicht allmorgendlich und nicht unbedingt (nur) im Gesicht, sondern praktisch am ganzen Körper – ist noch die geringste Mühe (obwohl nicht die geringste Sorge): Der tägliche Verwandlungsakt beginnt recht harmlos mit duschen und Haare waschen, abtrocknen, eincremen, Deo auftragen. Danach fängt der allmorgendliche Streß erst richtig an, und zwar mit den Haaren: gelen, trocknen, Locken rein- oder rausmachen und dann alles so hinwuscheln, als habe man sich nach dem Aufstehen nicht einmal gekämmt. Gesicht eincremen, Pickel, Flecken usw. abdecken. Prima. Am Kinn bildet sich einer dieser Riesenpickel, an denen man wochenlang Freude hat, weil sie in 100 Meter Tiefe wachsen. Mit einem Schwämmchen flüssige Grundierung auftragen, darüber Transparentpuder und *darüber* Rouge. Einen Schluck Kaffee, Blick auf die Uhr. Augen abpudern, Brauen in Form bürsten und ganz leicht nachstricheln. Rasch die zwei struppig nachwachsenden Härchen rauszupfen, obwohl man das morgens nicht tun sollte, weil es rote Flecken macht. Lidschatten aufgetragen – nein, erst über-

legen, was man heute anziehen will. Am Kleiderschrank das übliche Elend: Die rote Bluse ist in der Wäsche. Das blaue Kleid ist allein zu dünn, die einzige Jacke, die dazu paßt, ist vom Bügel gerutscht und sieht aus wie zusammengeknülltes Seidenpapier. Der Hosenanzug ist zu eng, muß in der Reinigung eingegangen sein. Wenn endlich etwas gefunden ist, was sauber, gebügelt und vollzählig beknöpft ist und zum bevorstehenden Tag ebenso paßt wie zu den zwei Kilo mehr, die man sich schon wieder draufgeschafft hat, zurück ins Bad, den richtigen Lidshadow rauskramen, auftragen, dicht am Wimpernrand eine feine Linie stricheln (nicht zu viel!), Wimpern mit der Zange aufbiegen, tuschen, tuschen, tuschen, bloß keine Fliegenbeine machen oder Tusche verschmieren, dann müßte man praktisch von vorn anfangen. Einen Schluck Kaffee. Lippen vorsichtig mit einem Konturenstift nachziehen, Lippenstift in der richtigen Farbe rauskramen, aufpinseln, Überschuß mit Tissue (Klopapier tut's auch) abnehmen, nochmals nachziehen und schließlich für den verführerischen Glanz ein wenig Gloss darauf. Voilà, das ganz natürliche Gesicht! In Naturschattierungen, versteht sich.

Angeichts solcher Programme käme kein Mensch auf die Idee, daß die heilige Schönheits-Kuh unserer Tage ›Natürlichkeit‹ ist, und dabei ist dies nur ein kleiner Teil des Tages-, Wochen- und Monatsprogramms zur Herstellung von Schönheit. Jede Frau (aber nicht jeder Mann) weiß, daß Pumps und Wimperntusche allein aus einem weiblichen Menschen noch keine attraktive Frau machen: »Weiblichkeit ist kein Kostüm, das die Frau je nach Wunsch ablegen kann, sondern eine Rolle, die sie lebt.« Da trifft es sich gut, daß unsere Gesellschaft es bei einer Frau nahezu als Beweis der Selbstliebe wertet, wenn sie aussehen möchte wie jemand anders. Natürlich nicht wie irgend jemand anders, sondern wie eine Frau, die berühmt und erfolgreich ist. Nein, auch das genügt nicht, Maggie Thatcher käme nicht in Frage. Wie eine Frau, die für ihre Schönheit berühmt

ist. Genau. Sagen wir: Claudia Schiffer. Oder Cathérine Deneuve.

Dies sind nur Richtwerte. Vor allem wollen (und sollen) wir so gut aussehen, wie wir nur irgend können – doch so sehr wir uns auch bemühen mögen, auf Dauer sind wir mit unserem Aussehen nie zufrieden. Selbst wenn der Zustand der Perfektion für einen Augenblick erreicht sein sollte, droht er sofort wieder zu zerfallen. Es bleibt immer noch etwas zu verbessern. Der Kampf um das gute Aussehen kann für eine Frau zur Lebensaufgabe werden und ist durchaus mit Don Quichottes Kampf gegen die Windmühlen vergleichbar – das wußte Simone de Beauvoir schon 1949:

Gutes Essen entstellt die Linie, Wein verdirbt den Teint, vieles Lachen macht das Gesicht runzelig, die Sonne schadet der Haut, Ruhe macht dick, Arbeit verbraucht, Liebe bringt Ringe unter die Augen, Küssen treibt das Blut in die Wangen, Liebkosungen verformen den Busen, Umarmungen erschaffen den Körper, Mutterschaft entstellt Gesicht und Leib.

Dergleichen bereitet vielen Frauen Kummer – und es beschert Frauenzeitschriften, Schönheitschirurgen, Creme-Herstellern, Wochenend-Therapien und Ratgeber-Büchern einen schier unerschöpflichen Markt: Frauen sind unfertige Wesen. Sie *sind* nicht, wie sie sind, sie *werden* immer gerade zu etwas – rothaarig, schlank, fit, selbstbewußt, kompetent, unabhängig. Was eine Frau im Leben auch erreicht haben mag, es gibt immer etwas an ihr, womit sie unzufrieden ist, was ihr nach eigenem Dafürhalten fehlt, und zwar *weil sie nicht gut genug ist, weil sie es nicht geschafft hat*. Mit nur wenig Übertreibung könnte man sagen, daß Unsicherheit und Selbstzweifel von einer Frau erwartet werden. Mein persönlicher Eindruck ist, daß sie sich immer in Frage stellen muß, und zwar um so mehr und um so lauter, je mehr Erfolg sie hat. Aber wir sind so daran gewöhnt,

unseren Körper, unser Aussehen und unser Verhalten ständig auf Mängel hin zu überprüfen, daß uns das gar nicht mehr auffällt.

Das, wozu wir werden sollen und auch werden wollen, ist zudem meist auch das, was schwierig zu erreichen ist: In Therapien sollen Frauen, denen Sanftmut meist leichter fällt als Wut und Zorn, ihre Aggressionen äußern lernen, obwohl man doch meinen möchte, was dieser Welt fehle, seien nicht aggressivere Frauen, sondern sanftmütigere Männer. Herrscht in einer Gesellschaft Hungersnot, sollen Frauen mollig sein, herrscht Überfluß, ist rappeldünn modern. Hinzu kommt, daß die Arbeit, die hinter der Verwandlung vom Biest zur Schönen steckt, vertuscht werden muß. Sie findet, wie es sich für Frauen seit Aschenbrödel gehört, unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Auch das ist nichts Neues, denn typische Frauenarbeiten – spülen, Hemdenknöpfe annähen, aufräumen, die vielfältigen Aufgaben einer Sekretärin oder Krankenschwester – sind nur sichtbar, wenn sie *nicht* erledigt wurden.

Dabei ist Makeup für viele Frauen inzwischen fast so etwas wie eine Uniform. Sie tragen es, »um angezogen auszusehen, um sich nicht von der Masse zu unterscheiden. Makeup ist zu etwas geworden, ohne das man sich nicht mehr sehen lassen kann«, oder wie eine Passantin sagt, die auf der Straße zu Kosmetika befragt wurde: »Mit Schminke fühlt man sich vollständig angezogen, das gehört einfach dazu.« Aber es kann nicht irgendein Makeup sein, und es kann auch nicht nur Makeup sein und sonst nichts. Die Uniform verlangt mehr: Zum einen muß die Art des Schminkens der gegenwärtigen Mode entsprechen, zum anderen muß das übrige ›Styling‹ stimmen, und das ist schwierig, denn es geht um weitaus mehr als nur Haarfarbe und Nagellack: Eine Berliner Agentur bietet ostdeutschen Frauen an, ihnen für 3 000 Mark in einer ›aus Ossi mach Wessi‹-Kuren den kapitalismusgängigen Look zu verpassen, der ihre Arbeitsmarktchancen verbessern soll: Neben Frisur, Makeup, Modeberatung gibt es auch Unterricht in Aussprache, freiem Spre-

chen, Umgangsformen und Körperhaltung. Dergleichen nennt man Personality-Styling.

Wer die Hoffnung, es aufgrund von Äußerlichkeiten leichter zu haben, eitel und hohlköpfig findet, sollte von seinem hohen Roß herunterkommen und zunächst sich selbst kritisch und aufrichtig befragen, wie sie/er auf Mitmenschen reagiert. Dann sollte sie/er die zahllosen Untersuchungen zur Kenntnis nehmen, die beweisen, was sowieso alle wissen: Gutaussehende Menschen haben es leichter im Leben. Wir begegnen ihnen anders als weniger schönen – das ist so offensichtlich, daß ich die tumultartige Aufregung nicht begreife, die unfehlbar bei Diskussionen über die Frage entsteht, ob Schönheit wichtig sei. Sie ist sehr wichtig. Das mag ungerecht sein, aber »die kosmischen Ungerechtigkeiten bei der Verteilung aller Güter verschwinden nicht einfach, indem man zu beweisen sucht, daß sie keine Rolle spielen, oder daß sie nur deswegen eine Rolle spielen, weil die Gesellschaft so schlecht ist«. Aus naheliegenden und materiell sehr einleuchtenden Gründen versuchen also die von der Natur weniger Begünstigten, sich etwas schöner und für ihre Umgebung angenehmer zu machen, eine Hoffnung, die auch noch dem arglosesten morgendlichen Griff nach Seife und Kamm zugrundeliegt, von Wimperntusche, Nachtcreme und Sonnenstudiobesuchen zu schweigen.

›Sich schön machen‹ heißt also *anders werden*. Dieses ›anders‹ orientiert sich bei Frauen an der westlichen DIN-Norm für den schönen Frauenkörper, die ihn wie eine Autokarosserie in Einzelteile zerlegt: Haut pickelfrei, glatt, gebräunt und (fast überall) haarfrei. Nägel sorgfältig gefeilt. Haar glänzend. Hals biegsam. Augen groß. Wimpern seidig. Gang grazil. Beine lang, ohne Krampfadern oder Besenreiser. Fesseln schmal. Und so weiter, und so weiter. Kein Quadratzentimeter bleibt unberücksichtigt, jedes Teil muß ständig inspiziert, gewartet, repariert und getunt werden. Hinzu kommen jene Vorgaben, die sich in

Gramm und Zentimeter messen lassen: Normgewicht und Idealgewicht. Schönheit ist die richtige Kombination dreier Zahlen für Busen, Taille, Hüfte – eine Autorin aus den fünfziger Jahren nannte ihren Leserinnen gar Idealmaße für zehn verschiedene Stellen (darunter Hand- und Fußgelenk)! Es wäre bestenfalls als Kabarett-Nummer vorstellbar, daß Männer sich so messen oder gar darunter leiden, den Vorgaben einer Tabelle nicht zu entsprechen.

Nun wird allerdings allenthalben bedauert (oder frohlockt), daß der Schönheits-, Jugend-, Fitneßwahn auch die Männer erreicht habe. Dies jedenfalls behauptet die Berichtflut, die in den letzten zwei oder drei Jahren über uns hereingebrochen ist: Keine Zeitschrift, die nicht mindestens eine Titelgeschichte darüber gebracht hat; keine Woche, in der nicht irgendeine Fernsehstation ein entsprechendes Feature sendet; keine Talkshow, die nicht schon eine mehr oder weniger fade Gesprächsrunde zu diesem Thema zusammengestellt hätte. Und alle schreien: Um Himmels willen, wie schrecklich, wie furchtbar, plötzlich sollen wir alle einem Ideal hinterherrennen!

Von *plötzlich* kann keine Rede sein. Was so lauthals beklagt und wovor so hektisch gewarnt wird, ist, wenn auch mit neuer Schärfe, nichts anderes als das, was von Frauen seit jeher erwartet, ja verlangt wurde. Schlimmer noch: Sobald sie sich in der Geschichte diesem Diktat beugten, ernteten sie dafür auch noch Hohn, Spott und Herablassung. Erst jetzt, wo sich nackte Jung-Männer auf den Zeitschriftenseiten räkeln und Männern jeden Alters offenbar ernstlich zugemutet wird, ihr Äußeres zu gestalten, bewegen Themen wie Schönheit, Fitneß, Jugend die Redakteure so sehr, daß sie kostbare Seiten und Sendezeiten dafür bereitstellen und Alarm schlagen, das sei unzumutbar.

Zahlreiche Studien belegen, daß sich Männer in aller Regel als dünner und besser aussehend einstufen, als sie es nach Einschätzung anderer sind (während Frauen aller Altersstufen sich selbst immer dicker und häßlicher erleben, als sie es sind). Nun aber hat eine neue Untersuchung ergeben, daß die Selbstein-

schätzung von Männern deutlich sinkt, wenn sie mit Werbebildern attraktiver Männlichkeit konfrontiert werden. Sie fühlen sich bedroht. Der Zwang zu ›jung-schön-fit-gesund‹ rückt auch ihnen auf die Pelle, wobei es dem ›echten Mann‹ natürlich nicht um schön geht: Er kümmert sich um Fitneß und seine Gesundheit. Nur bei Frauen geht es, fit hin, gesund her, immer und unfehlbar auch oder vor allem um ›Schönheit‹. Ich vermute, dieser neue Trend wird dennoch einiges Gute mit sich bringen, beispielsweise eine Revision des Kosmetikgesetzes: Bislang haben Hautärzte Kosmetika lächerlich gemacht oder veräußert, obwohl sie für Frauen fast unabdingbar sind. Nun sollten wir uns zurücklehnen und warten: Je mehr Männer zu Cremes greifen, um so rascher werden sich Ärzte und Gesetzgeber des Problems annehmen.

Männer, die unter den Zwang zur körperlichen Selbstgestaltung geraten, ziehen es allerdings offenbar vor, sich nicht zu outen. Wer öffentlich zu dem Phänomen Stellung nimmt, verwahrt sich jedenfalls strikt gegen den Eindruck, daß er selbst – persönlich, sozusagen – damit etwas zu tun haben könnte. Männer treten in dieser Angelegenheit als *Experten* in Erscheinung, vor allem, wenn sie über fünfunddreißig sind und einem akademischen Beruf nachgehen. Sie schwadronieren auf sehr theoretische Weise über den Körper als solchen. Wenn man ihnen zuhört, könnte man meinen, daß sie etwas derart Seltsames selten zu sehen bekommen – schon gar nicht an sich selbst.

Gesunde Männer sprechen wenig über ihren Körper und können es nicht leiden, wenn andere es tun. Kaum ein Mann würde es dulden, daß die Vorzüge seines Äußeren laut und ausgiebig erörtert werden, und das gar in seiner Anwesenheit – was bei Frauen jederzeit möglich ist, ständig geschieht und sehr herabsetzend sein kann. Die bevorzugte Form dieser Herabsetzung ist das Kompliment. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich denke, wir alle lieben und genießen Komplimente, im Privaten mag das Unterlassen eines Kompliments sogar eine scharfe Form der Kritik sein. Aber es ist eine Sache, ob ich mit Freunden beim

Abendessen sitze und sie meinen neuen Haarschnitt loben, oder ob ein Vorgesetzter einer Untergebenen bei jedem Termin ein ›Kompliment‹ macht, das sich nicht auf ihre Arbeit, sondern ihr Aussehen bezieht: Frisur, Bluse, Lippenstift, Rocklänge – solange es nur die Aufmerksamkeit aller Anwesenden darauf lenkt, daß sie eine Frau in einem Frauenkörper ist. Das ist eine subtile Form sexueller Belästigung. Die amerikanische Schriftstellerin Shere Hite hat dergleichen zahllose Male im Umgang mit den Medien erfahren müssen, ihre bittere Erkenntnis lautet: »Warum sollte man sich mit dem Denken einer Frau beschäftigen, wenn man ihren Körper diskutieren kann?«

Nun kann man allerdings nicht so tun, als sprächen nicht auch Frauen viel über ihren Körper. Sie kommen beispielsweise in Talkshows usw. meist als *Betroffene* zu Wort. Und nichts kann darüber hinwegtäuschen, daß sie offenbar gern über sich Auskunft geben: Meist beklagen sie einen ästhetischen Mangel an ihrem Körper (zu dick, zu dünn, zu alt, eßgestört, usw.), oder sie erzählen, wie sie diesen Mangel bzw. ihr Leiden an diesem Mangel überwunden haben. Aber warum dieses ständige Reden? Dazu gehört auch, daß Zeitschriften mindestens zweimal jährlich nicht nur die neue Kleidermode, sondern auch neue Make-up-Trends zeigen. Aber wen interessiert es schon, daß die Brauen nicht mehr im tiefen Dunkelbraun des letzten Jahres, sondern einen Ton heller als die Haarfarbe getragen werden? Ich kenne keine Frau, die sich darum scherte. Warum also dieses ganze Tamtam? Gibt es andere Gründe als die, daß unser Aussehen so eng mit unserer Weiblichkeit verbunden wird und wir so oft auf unser Aussehen reduziert werden?

Ja, es gibt andere Gründe: Wir können unserem Körper (und damit uns) auf diese Weise Aufmerksamkeit zukommen lassen. Wir können uns wichtig und ernst nehmen, uns mit uns befassen, über uns sprechen, mit gutem Gewissen Zeit, Geld, Mühe, Aufmerksamkeit und Fürsorge beanspruchen, was uns in und von dieser Gesellschaft nicht ohne weiteres immer gestattet

wird. Wenn wir bei jeder Gelegenheit und auf immer neue Weise über unseren Körper sprechen, tun wir zudem intuitiv etwas, was in der Männergesellschaft ziemlich verpönt ist: Wir unterlaufen die absurde Sicht, wonach nur Kopf und Denken wichtig sind und alles, was unterhalb des Halses kommt, nicht *wirklich* zählt. Wenn wir über Nagellack und Diäten sprechen, beziehen wir uns auf die konkrete Grundlage des Lebens, eben auf diesen Körper, ohne den wir nicht in der Welt wären. Männer tun dies (jedenfalls solange sie gesund sind) nicht. Vielleicht wirken sie deswegen mitunter so weltfremd: Kopf und Körper des Mannes sind durch den Hemdkragen getrennt. Bei vielen Männern scheint die eigene Körperwahrnehmung an der dort befindlichen Krawatte zum Halten zu kommen, die allerdings in ihrer Pfeilform subversiv und recht undezent auf jenen Körperteil verweist, den gesunde Männer vermutlich noch am ehesten im Kopf haben, wenn sie ›mein Körper‹ sagen. Doch über den oberen Teil spricht man, über den unteren nicht – dazu paßt auch, daß Gemälde, Zeitschriften und Zeitungen von Männern eher das Gesicht, von Frauen eher den Körper zeigen. Das ist ja (jedenfalls im Abendland) die klassische Trennung der Geschlechter: der Kopf eines Mannes, der Körper einer Frau.

Nennt ein Artikel einen Mann gutaussehend, sonnengebräunt, schlank, o.ä., wird er im nächsten Absatz mit Sicherheit als Betrüger, schlechter Schauspieler, kurz: als dubioser Mann entlarvt. Wird der Körper eines *richtigen* Mannes erwähnt, geht es um Gesundheit und Leistungsfähigkeit, nicht um Ästhetik – gelegentlich wird ein wenig über Helmut Kohls Figur gespottet, aber stellen Sie sich die Medien-Schlamm Schlacht vor, wenn eine Politikerin (oder auch nur die Ehefrau eines Politikers) ähnlich fett wäre wie er! Bezeichnenderweise ist sein immenses Übergewicht nicht Gegenstand von Leitartikeln, obwohl seine Fettleibigkeit, schenkt man der Treibjagd der Fitneßpäpste auf jedes Gramm Übergewicht Glauben, nicht nur ein miserables Beispiel für alle Bürger ist, sondern geradezu ein staatsgefähr-